

Ueberzeugung Beschlüsse gefaßt werden. Und wenn der Katholik mit Ehrfurcht und Vertrauen auf das Wort seines Bischofs hört, so wird er sich umsoweniger den Worten des Episkopates verschließen. Denn die im Namen des Herrn versammelten Bischöfe stehen zu hoch und sprechen zu autoritativ, um übersehen oder überhört zu werden.

Zum Kapitel „religiöse Gefahr“.

Von P. Albert M. Weiß O. P., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

II.

„Die Moderne“.

Mit dem Wort „Moderne“ ist der gefährlichste aller Streitpunkte berührt, die heute zur Sprache gebracht werden können. Suche mit einem Kind unserer Zeit, das sonst gläubig ist, Handel, indem du ihm sagst, du glaubest an keinen Gott im Himmel, an keinen Christus auf Erden, an keine Seele, keine Unsterblichkeit, kein Jenseits, so wirst du unter zehn neun treffen, die dir ruhig antworten: Darüber kann jeder denken, wie er will, ich lasse mich auf keinen Streit ein. Widersprich seinen politischen und seinen Parteimeinungen, so wird dein Gegner allerdings nervös und lebendig werden, aber, wenn er einigermaßen gebildet ist, so wird er dir erwidern: Darüber lasse ich nicht disputieren; ich habe meine Richtung, und bei der bleibe ich; wenn Sie eine andere haben, so bedaure ich das, aber ich will Ihre Freiheit respektieren. Bringst du aber das Gespräch auf die „Moderne“ und sagst du: Ich bewundere aufrichtig die unermesslichen Fortschritte unserer Kultur, ich danke Gott dafür, daß er mich in dieser Zeit hat geboren werden lassen und möchte um keinen Preis in einer anderen leben, nur mit den sogenannten modernen Ideen auf dem geistigen Gebiet kann ich mich nicht ausöhnen; dann wisse, daß ihr geschiedene Leute seid, und daß er es für seine Pflicht erachten wird, dir überall Böses nachzusagen, die öffentliche Meinung gegen dich einzunehmen und dir deine besten Freunde zu entfremden. Und versuche es nur nicht, ihn zu beschwichtigen oder seine Vorurteile auf das Maß der Gerechtigkeit zurückzuführen, denn du wirst ihn damit nur noch mehr erbittern und jede Verständigung unmöglich machen. Es wird dir ergehen, wie es mir einmal ergangen ist, als ich mit einem begeisterten Verehrer der Renaissance und der modernen Kunst in einen Meinungsaustausch verwickelt wurde. Er warf mir vor, daß ich nichts kenne als das Mittelalter, und daß für mich das Ende der Kunst mit dem Ende der Gotik gekommen sei. Als ich ihm entgegnete, daß ich aber gar nicht so sehr für die Gotik schwärme, im Gegenteil für die Kunst der Renaissance eine große Bewunderung und Vorliebe habe, nur auch ihre Schwächen anerkenne und der alten Kunst auch Gerechtigkeit widerfahren lasse, da wurde er immer heftiger

und rief aus: Das ist ja eben der Beweis für das, was ich gesagt habe! So lange Sie von der Gotik reden und gegen die Renaissance Einwendungen haben, so lang sind Sie ein Feind der Renaissance, Sie mögen sich winden, wie Sie wollen!

Hier heißt es einfach: Entweder anbeten mit geschlossenen Augen, oder du bist ein geschworener Feind dieser Gottheit. Entweder mußt du auf alles ohne Ausnahme schwören, was dir der Geist der „Moderne“ als sein Dogma zu glauben vorlegt, oder du bist ein abgesagter Rezer vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung. Wenn du dir auch nur in einem einzigen Punkte Zweifel oder eine Sondermeinung gestattest, so bist du schon gerichtet.

Welchen Eindruck dieses Gebahren auf andere macht, will ich nicht untersuchen. Ich muß wieder einmal meine Sündhaftigkeit beklagen, denn ich kann nicht anders als gestehen, daß derlei Gewaltthätigkeit mich nur zurückhaltender und bedenklicher macht. Mich einer Partei oder einer Richtung verschreiben, ehe ich sie gründlich kennen gelernt habe, das geht mir gegen meine Natur und selbst dann, wenn ich sie kenne, gebe ich mich ihr nicht so bedingungslos hin.

Der ganze Erfolg dieses Drängens ist also bei mir nur der, daß ich mich aufrichtig bemühe, die Moderne gründlich kennen zu lernen, und zwar aus den Quellen selbst. Das ist umjomehr notwendig, als einen schon der Augenchein darüber belehrt, daß diese maßlosen Eiferer für die Moderne es kaum der Mühe wert zu erachten scheinen, den Geist und die Leistungen der Moderne zu studieren, es müßte nur sein, daß sie glaubten, dieser Aufgabe sei Genüge getan mit dem Halten einiger Zeitungen und Zeitschriften und dem Lesen der neuesten Romane. In dieser Hinsicht ist es schwer, den Stimmführern der öffentlichen Meinung unter uns ernstliche Vorwürfe zu eriparen. Man läßt doch in dieser Zeit des Positivismus kein Wort hingehen, das nicht mit einer Wolke von Zeugnissen gedeckt ist. Nur wo die folgenreichsten Urtheile über unser Verhalten gegenüber den Irrthümern der Gegenwart gefällt werden sollen, da rücken ein paar allgemeine Redensarten aus, denen man von weitem anmerkt, daß sie nur aus der Phantasie geschöpft sind, mit den tatsächlichen Verhältnissen aber nicht im entferntesten zusammenstimmen. Das ist um so verantwortungsvoller, da jedermann weiß, wie schwer es ist, ein zutreffendes Urtheil zu fällen über Dinge und Zustände, denen wir nahestehen. Hier kann nur das gründlichste und eingehendste Studium im einzelnen einigermaßen ersetzen, was uns bei einiger Kenntniss der Thatfachen ein Ueberblick über entfernte Zeiten vermittelt. Wie wenige aber daran denken, dieser Pflicht zu genügen, und wie wenige hinwiederum unter diesen ihr mit Glück genügen, das ist in dem Buch über die religiöse Gefahr an verschiedenen Orten wohl hinlänglich nachgewiesen worden.

Denn um diese Aufgabe zu lösen, bedarf es nicht bloß einer gründlichen Kenntniss der Zeiterscheinungen, sondern auch eines ebenso

unabhängigen als besonnenen Urteils. Sind es wenige, die sich um die Kenntnis bemühen, so sind es noch weniger, die ein gesundes, maßvolles Urteil haben, fern von übertriebener Bewunderung und fern von ungerechtfertigter Verbitterung. Leute, die wie Kinder und Standesfrauen alles anstaunen, wenn es nur modern heißt, sind dazu ebenfowenig fähig, als jene hypermodernen Uebermenschen, die nur sich groß machen wollen, indem sie alles, das Große und das Schwache, als Sockel für die eigene Größe benützen. Sicher kennen Männer wie Max Nordau, Leo Berg oder Fritz Mauthner unsere Zeit. Aber wer möchte ihre und ihrer Gesinnungsgenossen so herbe und doch vielleicht oft so wenig ernst gemeinte Ironien und Verdammungsurteile als zuverlässige Schilderung des Zeitgeistes gelten lassen?

Unter den wenigen, die den beiden gestellten Bedingungen gerecht werden, verdient mit Vorzug genannt zu werden Erich Förster, evangelischer Stadtpfarrer zu Frankfurt am Main. Er ist bekannt als ein in religiösen Dingen sehr freisinniger Mann, er ist aber auch ein ebenso unterrichteter, wie klar sehender und unbefangenen urteilender Mann, und immer wird man das, was er schreibt, mit Interesse und Nutzen lesen, wenn einen schon viele seiner religiösen Ansichten mit tiefem Bedauern erfüllen. Dieser Mann hat zwei Schriften veröffentlicht, die für unseren gegenwärtigen Zweck von großem Wert sind. In der zweiten¹⁾ läßt er die Hauptvertreter der modernen Zeit, Denker, Dichter, Männer des öffentlichen Lebens, der Reihe nach zum Worte kommen, um zu erfahren, wie unsere Zeitgenossen zum Christentum stehen. In der ersten²⁾ meldet er sich selbst zum Wort und gibt sein Endurteil darüber ab, was von der Frage über die Vereinbarkeit des Christentums mit unserer Kultur zu halten sei. Aus den angegebenen Gründen verlohnt es sich, daß wir uns etwas näher mit ihm befassen. Wir wollen zuerst seine zweite Schrift etwas näher einsehen und uns dann an seine erste wenden.

Förster versteht uns schon auf der ersten Seite in die richtige Auffassung der Lage, indem er sagt, wenn er vom „Christentum der Zeitgenossen“ rede, so sehe er ganz ab von jeder kirchlichen Form des Christentums, wie von allen jenen Zeitgenossen, die gegen Christentum und Kirche ausdrücklich Stellung genommen hätten. Theologisch Denkende, völlig Ungläubige oder doch Glaubensfeindliche — und dazu gehörten viele der Gebildeten und ein großer Teil der Arbeiterklasse — kämen also für ihn überhaupt nicht in Betracht. Er spreche nur von der Religion jener, die weder kirchlich gesinnte Christen, noch ausgesprochene Feinde des Christentums seien. Was diese für ein Christentum haben mögen, das läßt sich nicht so leicht unter einen gemeinsamen Begriff bringen. Am besten mag es wohl der Ausdruck von Förster ausdrücken, sie hätten „ihr

¹⁾ Das Christentum der Zeitgenossen. 1902. — ²⁾ Die Möglichkeit des Christentums in der modernen Welt. 1898.

eigenes, selbstgefundenes Verständnis vom Christentum“. Diese Worte legen freilich den Zweifel nahe, ob dies auch das wahre Christentum selbst ist. Doch darüber brauchen wir uns nicht langen Mutmaßungen hinzugeben, es wird uns die Antwort im Verlauf der Untersuchung schon gegeben.

Obwohl nämlich Förster erstaunt darüber ist, bei dem Mittelschlage unserer Gebildeten so viel Christentum zu finden, weit mehr, als er selbst geahnt hatte, wahrte er sich doch Unbefangenheit genug, um zu gestehen, daß diese Art von Christentum etwas ganz anderes ist, als was man sonst unter Christentum verstanden hat. Schon gleich an der ersten geistigen Größe, die er vorführt, an Moriz Carriere, zeigt sich dies. Um ihn als Christen anzuerkennen, „muß man das Christentum etwas undeuten“. Dieses „etwas“ erstreckt sich ziemlich weit; es beginnt mit der „pantheistischen Färbung des Gottesbegriffes“. Dann geht es über zur Leugnung der Wunder Jesu, zur Erklärung seiner Auferstehung aus der „inneren Erfahrung der Jünger“, zur Auflösung des Veröhnungsopfers in ein „Schauspiel tröstenden und erhebenden Leidens“ u. s. f. Diesem Anfang entspricht der Fortgang. Förster bringt eine Reihe anderer Zeitgenossen auf die Bühne, als deren Hauptvertreter er Treitschke und Ernst Curtius nennt und faßt dann das Urteil über ihre Religiosität in das Urteil zusammen: Für sie alle hat das Christentum nur den Zweck, ihre moderne Lebenskunst oder ihr antikes Lebensideal durch das Christentum bestätigen und weihen zu lassen. Sie nehmen also nicht das Christentum, wie es vorliegt, sondern sie konstruieren es sich aus ihrem vorgefaßten Ziel. Gegen das historische Christentum sind sie sehr gleichgiltig; im Gebrauche des biblischen Gedankens und des kirchlichen Dogmas wahren sie sich vollständige Souveränität; ihr Christentum liegt jenseits der dogmatischen Fragen und der kirchlichen Streitigkeiten in der reinen Sphäre des Gedankens. Als Beweis dafür führt er uns vor Rudolf Sohm, Paulsen und insbesondere Eucken, dem er nachrühmt, daß dessen Darstellung des Christentums das Höchste sei, was wir neben Harnack und Wellhausen besäßen.

Nachdem er sodann Bismarck, Noon, Moltke, Solty und Virchow, sowie die Vertreter der Poesie hat zur Sprache kommen lassen, wendet er sich zu den Vertretern der schönen Literatur. Ihren Reigen eröffnet Paul Heyse. Worin dessen Christentum bestehen soll, das weiß auch Förster nicht zu sagen; er muß selber gestehen, daß Heyse grundsätzlich aller Religiosität aus dem Wege gehe. Freilich nur aus „Ehrfurcht“. Um so klarer ist seine Stellung gegen das herkömmliche Christentum. Als dessen Bekenner scheint er nur Schurken und Beschränkte zu kennen. Er wirft ihm vor, daß es auf alle Freuden dieser Welt einen dämpfenden Schatten werfe und beängstigende Weltlosigkeit predige. Alles in allem gerechnet, sagt Förster, kann man die Religion Heyses nur „den Standpunkt der reinen

Diesseitigkeit“ und die Ablehnung aller Metaphysik nennen. Noch viel entschiedener gilt dies von Gottfried Keller, bei dem sich übrigens auch sehr derbe Ausdrücke finden, seitdem er unter dem Einfluß von Feuerbach vollständig mit dem Christentum gebrochen hat. Ebenso kann man bei Gustav Freytag nur von einer Religion der Diesseitigkeit reden, wenn er schon das schleiermacherische, unbestimmte Gefühl der Unabhängigkeit von einer vagen, höheren Macht nicht ganz loszuwerden vermag. Und so geht es fort mit Spielhagen, Felix Dahn, Theodor Storm, Marie von Ebner-Eschenbach, Paul Lindau. Sie alle haben ganz bestimmte Züge gemein: „Der Ausgangspunkt ist bei allen das Stärkegefühl des modernen Menschen. Hieraus ergibt sich eine frohe, stolze, diesseitige Stimmung, der jeder Hinweis auf die Schattenseiten dieser Kultur, die Vergänglichkeit der irdischen Güter, das Erlösungsbedürfnis der Einzelnen zuwider ist.“ Dazu kommt die Behauptung, daß „es absolute Wahrheit überhaupt nicht geben soll. Der Anspruch der Religion auf Allgemeingiltigkeit ihrer Offenbarung sei erschlichen. Insbesondere wird darauf dieser Satz auf die Moral angewendet; auch die Moral sei ein Naturprodukt und, wie alles Natürliche, dem Wechsel und Wandel unterworfen. Um ihrer Naturgrundlage willen bedürfe die Moral auch keiner religiösen Autorität, sie sei etwas Selbständiges neben der Religion.“

Soweit die Gestalt dieses neuen, allerdings zuletzt ziemlich stark „umgedeuteten“ Christentums. Nachdem Förster noch die ganze Reihe der allmodernsten Literaturgrößen an uns hat vorüberziehen lassen, muß er zuletzt selber sagen: „So klappt denn eine unüberbrückbare Kluft zwischen unseren Gesetzen und Sitten und der echten, alten Christenheit.“ Dieses Urteil, gefällt von einem Manne, der ausgeht von dem Satz, daß unsere Zeitgenossen durchaus nicht irreligiös seien, und der dann mit Kenntnis und Kennerblick die ganze Reihe der hervorragenden Zeitgenossen über ihre Religiosität verhört hat, darf wohl als vollgiltige Darlegung der wirklichen Sachlage betrachtet werden.

Dieser nämliche Mann hält aber auch mit seinem eigenen Urteil nicht zurück, denn er ist nicht von denen, die sich hinter fremde Gewährsmänner ducken und dann sagen: Ich entschlage mich aller Verantwortung. Das ist ein Grund mehr dafür, daß wir sein Schlussurteil mit dem gebührenden Ernst berücksichtigen, wenn wir auch seine Gründe und die Wege, auf denen er bis dorthin gelangt, nicht immer billigen können.

Er stellt sich also die Frage: „Ist es möglich, heute im Vollsinne des Wortes, im Sinne der Apostel, Christ zu sein und sich dabei der modernen Stimmung unbefangen hinzugeben?“

Darauf antwortet er ungefähr in folgender Weise. Um Christ zu sein, muß man der Person Jesu Christi „absolute Bedeutung“ zuschreiben, biblisch gesprochen, mit Paulus sagen: Nun lebe nicht mehr ich,

jondern Christus lebt in mir. Dieses Wort aber, gesteht er von sich selber, dünke ihm „fremd, ja unheimlich, unverständlich und nicht einmal begreifenswert“. Er habe es geflohen und damit das ganze Christentum des Apostels. „Hervorkult“, nun ja, das ließe sich hören. Dieser läßt Raum für hundert andere Autoritäten neben Jesus und verlange keine unbedingte Hingebung an ihn. Aber Glaube — ja hier steckt es. Denn das „notwendige Durchgangsstadium für den Glauben ist die Darbietung des dogmatischen Christus, des Jungfrauensohnes, des Wundertäters, des Allwissenden und Allmächtigen und leibhaft Auferstandenen.“ Aber wer vermag einen „wirklich innigen Glauben an Christus“ zu leisten, wenn er nicht in der „altdogmatischen Auffassung Jesu“ steht? Wird doch in „liberalen Kreisen schon das bißchen Interesse, Bewunderung oder Sympathie, das sie für Jesus haben, als eine respectable Leistung mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit angesehen!“ „Jene alte Art, das Evangelium zu verkündigen, ist für uns nicht mehr befolgbar, unsere Ueberzeugung verbietet uns darauf einzugehen.“ Kurz, es ist uns unmöglich, daß wir uns diese paulinischen Vorstellungen aneignen. Wer uns dazu zwingen wollte, „daß wir so wie er über Sünde und Gnade, über Fleisch und Geist, über Welt und ewiges Leben, über sittliche Aufgaben und Güter, ja selbst über Christus denken, der würde uns ein unerträgliches Joch aufhalsen.“ Unsere Stellung zu allen diesen Fragen kann nur die des „persönlichen Christentums“ sein; denn — „jeder kann nur seine Anschauung als die christliche anerkennen“.

So stehen die Dinge, wenn wir auch nur jene modernen Kreise betrachten, die doch noch christlich sein wollen, jene, in deren Namen unser Schriftsteller selber redet, und er ist, vergessen wir das nicht, evangelischer Stadtpfarrer. Daraus mögen wir zum voraus ahnen, wie es sich erst verhält, wenn wir jene Schichten unserer Zeitgenossen ins Auge fassen, die keiner besonderen Kirche angehören, sich aber doch eine Religion zurechtlegen wollen, jene, die, um mit Förster zu reden, der „modernen Stimmung“ ergeben sind.

Die Schwierigkeit, heutzutage ein Christ im Sinne der Apostel zu sein, jagt Förster, liegt einzig und allein in einer eigentümlichen Stimmung, die sich des modernen Menschen bemächtigt hat. Diese sucht er klar zu machen aus der Schilderung, die Hermann Conradi im „Adam Mensch“ gegeben hat. Sie hebt namentlich drei Dinge hervor. Einmal ist der „moderne Mensch“ in sich selber viel zu sehr zerrissen, vornehmer gesprochen, sein „Seelenleben hat sich zu sehr differenziert“, als daß er irgend einem bestimmten, einheitlichen Ziel treu bleiben könnte; er kann höchstens noch nach Wahrheiten streben, aber nicht mehr nach der Wahrheit. Dann steht er über allem und „hat ein Recht zu seiner Freiheit“; er „ist nicht verpflichtet, ein Opfer der liederlichen Subalternmoral zu werden“, — Kant und Hegel würden sagen, der heteronomen Gesetzesmoral. Endlich strebt er, die „alten, törichtten Katechismusgefühle“ los

zu werden, die leider immer noch ihren Einfluß auf ihn üben. Daraus geht nun die „moderne Stimmung“ hervor, die man ungefähr mit den Worten schildern kann: „Ueberschäumendes Verlangen nach Originalität, Kraftentfaltung und Freiheit, Streben, alles unter dem Gesichtspunkte der eigenen Persönlichkeit zu betrachten, krankhafte Abneigung gegen feste Formen, dauerhafte Institutionen, überlegene Autoritäten, der Drang, sich auszuleben, alles abzuwühlern und zu vergessen, was Beziehung und Verpflichtung gegen andere Menschen und Verhältnisse ist, jedem, auch dem sinnlichen Trieb, ungeniert sein Recht zu verschaffen, vor allem aber eine trotzige Angst, sich durch Anerkennung irgendwelcher Weltanschauung, sittlicher Maxime oder Pflicht binden und beschränken zu lassen. Diese Tendenz ist das entscheidende Merkmal des ganzen Stimmungskomplexes.“

„Das Ergebnis alles dessen ist der Verzicht auf den Gewinn einheitlicher Lebensstimmung und bindender Weltanschauung.“ In diesem Verzicht, sagt Förster, sehe ich das eigentliche Charakteristikum des modernen Menschen. Die Führer der modernen Geistesbewegung sind „nicht gebunden durch irgendeine Tradition, einen Pflichtenkreis, ein Amt. Die sachliche Behandlung aller Fragen ist durch die Tendenz unterdrückt. „Keiner läßt sich hindern, nach seiner Neigung zu leben. Jeder will von allen Tischen kosten. „Das Subjektive wird hervorgehoben, die Abneigung gegen alles Typische, Regelmäßige, von vornherein Feststehende wird zum Grundsatz.“ Um so größer die Empfänglichkeit für den revolutionären Zug.

Damit tritt „der ganze, ungeheure Gegensatz zwischen Christentum und moderner Stimmung in die Erscheinung“. Der moderne Mensch macht gegen das Christentum Front, weil sich sein Freiheitsdrang gegen dessen Herrschaftsanspruch empört. Zum mindesten gilt es als guter Ton und als selbstverständlich, daß in allen Fragen des öffentlichen Lebens die religiösen ausgeschlossen bleiben. Sieht man aber genauer zu, so werden sie „einem schlechthin unchristlichen Motiv dienstbar gemacht und dadurch ihres christlichen Charakters entkleidet“. Berufserfüllung und Gottesdienst schließen sich in vielen Fällen einfach aus, Ehe und Erziehung werden zum weltlichen Geschäft — „kurzum, wohin wir sehen, finden wir dieselbe Erscheinung, die Emanzipation des Lebens vom Christentum“.

Und nun endlich klare Antwort auf die gestellte Frage: Läßt sich diese moderne Stimmung mit dem Christentum im vollen Sinne der Apostel vereinbaren? Es ist ein Umgehen der Frage und zugleich deren Verneinung, wenn Johannes Weiß sagt, man müsse eben dem modernen Menschen nicht zuviel zumuten, sondern ihm nur „ein Minimum von Religion anbieten“. Das ist augenscheinlich nicht mehr das alte, das echte Christentum. Mit Recht wendet sich Förster gegen diese Abschwächung des Fragepunktes und sagt schlicht und kurz: „Da die moderne Stimmung eine geborene Gegnerin des

Herrschaftsanspruches der christlichen Religion ist, so ist es unmöglich, moderner Mensch und Christ im Sinne der Apostel zugleich zu sein."

Nur mit einer gewissen Beschämung können wir diese Darstellung aus der Feder eines so ganz und gar modernen Mannes lesen. Er sieht der ganzen Lage so klar auf den Grund, er erfährt die ganze Tragweite der sogenannten Moderne und deren Unterschied vom christlichen Denken so genau, er spricht sich über das alles so unbefangen aus, wie er es erkennt, daß sein Urteil das von vielen andern erseht. Möchten nur die gleichen Eigenschaften auch unter uns stets ebenso an der Herrschaft sein, so oft wir über den Charakter der Moderne und über deren Verhältnis zum Christentum, zum echten, unverkümmerten Christentum des Herrn und seiner Apostel unser Urteil fällen sollen. Leider glauben wir nur gar zu gern, durch ein gewisses Kokettieren mit dem Modernismus, durch Zurückführung des alten, apostolischen Christentums auf ein „Minimum von Darbietung“ die Welt eher für das Christentum, allerdings das Christentum nach unserer Marke, gewinnen zu können. Fern sei es, denen, die also handeln, den guten Willen abzusprechen. Schwerer ist es, bei einsichtigen Männern an den guten Glauben zu denken. Denn zuletzt muß sich jeder denken, was Förster von diesem Versuche sagt: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß dieses Minimum die Nachfolge Jesu leichter annehmbar macht, als die Verkündigung des Glaubens an den prophetischen Offenbarer Gottes, oder an den erhöhten Herrn, ganz abgesehen davon, ob dabei das Christentum nicht doch verkürzt wird.“

All das mag dazu dienen, uns zu sagen, daß wir die hier besprochenen Fragen mit größerem Ernste behandeln mögen, als wir es manchmal tun, selbst auf die Gefahr hin, daß uns manche wieder einmal des Pessimismus beschuldigen. Lieber von Menschen Pessimist gescholten werden, als sich von Gott den Vorwurf machen lassen, daß wir mit den ernstesten Fragen, bei denen der Glaube und das Seelenheil von Tausenden auf dem Spiele steht, getändelt und gescherzt hätten. Es ist auch der modernen Welt trotz alles Scheines oft gar nicht ums Scherzen zu tun. Förster führt als Beleg dafür die Verse von W. Arendt an:

Ein freudlos Erlösung heischend Geschlecht,
Des Jahrhunderts verlorn'e Kinder,
So taumeln wir hin —

und abermals die Verse von Hermann Conradi:

Die Zeit ist tot, die Zeit der großen Seelen,
Wir sind ein ärmlich Volk nur von Pygmäen. —

Einer so armen Zeit gegenüber mit der Zither oder der Flöte in der Hand zu stehen und sie in Schlummer einzulullen, das ist wahrhaftig keine Erfüllung unserer heiligen Christenpflicht. Möchte uns doch der Anblick dieses tiefen Glendes an die Worte des Herrn

erinnern: Sind meine Worte nicht wie Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert! Darum will ich mich an die Propheten machen, die meine Worte stehen; ja, an die Propheten will ich mich machen, die ihr eigenes Wort führen und sagen: So spricht der Herr! und das Volk irreführen, da ich sie doch nicht gesandt habe (Jerem. 23, 29—31).

Ist das Wort Gottes wie Feuer und wie Hammer, dann braucht es weiter nichts, als daß es angewendet werde, ohne Abschwächung, ohne Verkümmern, nicht zur Unterhaltung oder zur Täuschung der modernen, irrenden, aber doch nicht unbefehrbaren Menschen, sondern vielmehr, damit sie, wie einst auf dem Kalvarienberge, schweigend an die Brust klopfen und zerknirscht nach Hause gehen (Luk. 23, 48).

Die orientalische Kirchenfrage.

Von Sr. königlichen Hoheit Prinz Max von Sachsen.

Wenn ich über die so wichtige orientalische Kirchenfrage referiere, so möchte ich von vornherein bemerken, daß ich keinen Anspruch darauf erhebe, dieselbe in erschöpfender Weise zu behandeln, sondern daß ich nur eine ganz gedrängte und allgemeine Uebersicht davon geben will. Ebenjowenig beanspruche ich und kann ich beanspruchen, eine wirklich gültige und abschließende Lösung der Frage zu bieten. Ueber keine Frage ist es schwerer, sich ein Urteil zu bilden und die volle Wahrheit zu kennen als gerade über diese. Bei der vielfachen Unaufrichtigkeit der Orientalen ist es sehr schwer, wahre Berichte von falschen zu unterscheiden.

Nach dem Orient haben sich naturgemäß von jeher die Blicke der Menschen und ihr Interesse gerichtet. Als der Erlöser im Fleische erscheinen sollte, brach der Priester Zacharias in den begeisterten Gesang aus: „Heimgesucht hat uns der Orient, der Sonnenaufgang aus der Höhe, durch die Eingeweide der Erbarmung unseres Gottes“; und von dem Erlöser hatte der Prophet gesprochen: „Siehe einen Mann, Orient (Sonnenaufgang) ist sein Name.“ Vom Orient ist das Christentum mit seinen Segnungen nach dem Abendlande gekommen. Daher erklärt es sich auch, daß in der Geschichte des Christentums und der Kirche jahrhundertlang der Orient die Hauptrolle gespielt hat. Der Orient war es, der die größte Zahl der Kirchenlehrer hervorgebracht hat: der Orient war es, von dem das Ordensleben ausging; der Orient war es, der durch unzählige Heilige erglänzte. Gegenwärtig sehen wir das gerade Gegenteil davon. Der Orient ist fast aus der christlichen Kulturwelt ausgeschieden, übt keinen großen Einfluß mehr aus und ist zum weitaus größten Teile von der Kirche getrennt, aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Jedes christliche Herz wird der Niedergang der einst so blühenden Kirche mit tiefer Betrübnis erfüllen, und eine der brennendsten Fragen für